

Kultur der Sicherheit lässt die Sorge sprießen

Furcht und Unsicherheit legitimieren autoritäre Herrschaft – doch wie die Literatur zeigt, liegt in der Unsicherheit auch eine Quelle der Selbstermächtigung

von Johannes Völz

Die Kultur der Sicherheit ist eine Kultur der Angst. Sie ist eine der Grundlagen autoritärer Politik. Doch die Literaturgeschichte zeigt uns, dass Bedrohungen auch als Chancen wahrgenommen werden können. So wird aus dem Gefühl der Unsicherheit ein Potenzial der Selbstermächtigung.

Ob im Politischen oder Privaten, im Kollektiven oder Individuellen: Sicherheit ist eine Sache der Gefühle. Nicht von ungefähr bezeichnen Sicherheit und Unsicherheit einerseits vermeintlich objektive Gegebenheiten und andererseits seelische Zustände. Wenn beim »Sicherheitshinweis« am Flughafen verhindert werden soll, dass jemand schädliche Gegenstände in anderer Leute Gepäck steckt, dann ist Sicherheit etwas Pragmatisches: eine Verfahrensweise mit einem bestimmten Ziel. Wenn solche Maßnahmen zur Sicherheit aber als dringlich empfunden werden sollen – und nur bei großer Dringlichkeit sind Menschen bereit, die Unbequemlichkeit von Sicherheitsmaßnahmen in Kauf zu nehmen –, bedarf es eines Gefühls der Unsicherheit.

Dass Sicherheit Gefühlssache ist, geht schon aus der Etymologie hervor. Cicero prägte den lateinischen Begriff *securitas* als Neologismus aus den Worten *sine* und *cura*: »ohne Sorge«. Ursprünglich war *securitas* damit abgegrenzt von der körperlichen Unversehrtheit, die mit *salus* – dem Wohl – bezeichnet wurde. Sicherheit als »Wohl« kennt man aus der berühmten Formel

»Salus populi suprema lex esto« (»Das Wohl des Volkes sollte das höchste Gesetz sein«), die ebenfalls auf Cicero zurückgeht und die später von Thomas Hobbes, Baruch de Spinoza, John Locke und anderen politischen Denkern aufgegriffen wurde.

Kultur der Sicherheit, Kultur der Angst

Wenn mit *securitas* das Gefühl der Sorglosigkeit gemeint ist, dann lässt sich daraus auch das gegenteilige Gefühl ableiten: In der Unsicherheit stecken Besorgnis und Angst. In den vergangenen Jahren haben Sozial- und Geisteswissenschaftler festgestellt, dass die Rede von der Sicherheit in westlichen Gesellschaften ein derartiges Ausmaß angenommen hat, dass man von einer »Kultur der Sicherheit« sprechen kann. Sicherheit, so stellte der Soziologe Franz-Xaver Kaufmann – ein Pionier auf diesem Gebiet – schon 1973 fest, ist im Verlauf des 20. Jahrhunderts zu einem »Wertsymbol« geworden und steht damit neben Begriffen wie »Freiheit« und »Gerechtigkeit«. Und wie Letztere hat auch der Wertbegriff Sicherheit die Eigenheit, gerade wegen seiner normativen Aufladung unscharf



Angst und Verunsicherung spielen dem gegenwärtigen US-Präsidenten in die Karten: Hier beschwören dessen Anhänger Donald Trump, die Grenzen zu sichern. Die Aufnahme entstand in Mar-a-Lago in Palm Beach, wo Trump sich gern am Wochenende aufhält.

bleiben zu müssen. Wie Kaufmann es formuliert: »Gesellschaftliche Wertideen sind wie Sterne: unerreichbar und doch richtungweisend«. In der Tat scheint Sicherheit unerreichbar. Das führt zu einem der Dilemmata, auf die die Sicherheitsforschung gestoßen ist: Je mehr Anstrengungen unternommen werden, um Sicherheit zu erreichen, desto unsicherer fühlen sich die Menschen. Eine Kultur der Sicherheit ist somit zugleich eine Kultur des Unsicherheitsgefühls, oder anders gesagt: Eine Kultur der Sicherheit ist eine Kultur der Angst.

Das Individuum ist von Gefahren umzingelt

Das Ensemble aus Angst und dem Streben nach Sicherheit ist aus unserer Alltagserfahrung kaum mehr wegzudenken. Klimawandel, globaler Terrorismus, nukleares Wettrüsten, Epidemien – wir scheinen umgeben von Katastrophen, und bis es auch uns erwischt, kann es eigentlich nicht mehr lange dauern. Aber auch jenseits der großen Katastrophen durchzieht das Unsicherheitsgefühl unser Leben. Wie der Emotionshistoriker Peter Stearns am Fallbeispiel der USA gezeigt hat, ist dies vor allem auf die zunehmende Individualisierung zurückzuführen. Wir beziehen Gefahren nicht mehr in erster Linie auf das Kollektiv – etwa die Dorfgemeinschaft oder die Nation –, sondern immer stärker auf uns persönlich. Somit wird die Welt um uns herum zunehmend als Bedrohung empfunden, selbst die rein körperliche Existenz ist permanent in Gefahr. Deswegen brauchen wir kleine digitale Geräte, die uns Auskunft darüber erteilen, ob wir uns genug bewegt haben. Nur die Fitten überleben. Dieselben – passenderweise

»Fitbits« genannten – Geräte verraten uns auch, ob wir uns nicht etwa im Schlaf gewälzt haben. Längst können wir nicht mehr unserem Gefühl trauen, gut geschlafen zu haben. Und nichts bereitet uns so viel Kopfzerbrechen wie die Ernährung. Ist Espresso nun krebserregend (wegen des beim Rösten entstehenden Acrylamids) oder schützt er vor Krebs (weil er an der Leber entzündungshemmend wirkt)? Man mag die Sorge um krebserregende Stoffe als Gesundheitsaufklärung loben, doch es ist eine Aufklärung im Zeichen der Angst.

Nicht besser sieht es mit unseren Mitmenschen aus. Der ungarisch-britische Soziologe Frank Furedi beschreibt, wie wir auch die soziale Umwelt immer stärker als Bedrohung wahrnehmen. Wir empfinden Urteile anderer als »Verletzung«, halten die Tatsache, dass uns ein Standpunkt »uncomfortable« (»unbehaglich«) macht, für einen Grund, eine Diskussion zu beenden, deuten Meinungsunterschiede als Angriffe auf unsere Identität und pochen auf das Recht, uns in einen »safe space« zurückziehen zu dürfen – als solchen betrachten Angloamerikaner in jüngster Zeit gern die Universität. Die Kultur der Angst fordert uns regelrecht dazu auf, uns als Opfer zu sehen. Das hat auch Vorteile: Wer Opfer ist, dem hört man zu. Und im besten Falle lässt sich die persönliche Leiderfahrung als Buch vermarkten. Zumindest in der angloamerikanischen Welt boomt kein Marktsegment so sehr wie das Memoir.

Trumps Politik baut auf Verunsicherung

Furcht und Unsicherheit bestimmen mittlerweile auch die Tonlage der politischen Rhetorik.

Besonders deutlich zeigt sich das am Politikstil der Rechtspopulisten, und beispielhaft hierfür steht Donald Trump. Als er im Juli 2016 die Nominierung der republikanischen Partei annahm, zeichnete er in seiner Rede ein Bild der USA, das an Düsterteit kaum zu überbieten war. »Unser Parteikonvent findet statt, während unser Land in einer tiefen Krise steckt. Die Anschläge auf unsere Polizei und der Terrorismus in unseren Städten bedrohen unseren Lebensstil.« Auch von internationalen Mächten gehe eine ungekannte Bedrohung aus: »Amerika ist sehr viel weniger sicher – und die Welt ist sehr viel weniger stabil – als noch vor dem Zeitpunkt, an dem Obama beschloss, Hillary Clinton die Verantwortung für die amerikanische Außenpolitik zu übertragen.« Passend zur gegenwärtigen Kultur der Angst, gehörten zu seinem Bild der Unsicherheit auch die emotionalen Verletzungen, die die USA angeblich erlitten hätten: »Amerikaner haben unter Präsident Obama eine internationale Demütigung nach der anderen erlebt«. Wenige Monate später, bei seiner Amtsantrittsrede, wählte Trump erneut eine Schauerästhetik für sein Bild Amerikas. »Mütter und Kinder, die in unseren Innenstädten gefangen in Armut leben; verrostete Fabriken, die wie Grabmäler über die Landschaften unserer Nation verteilt sind; ein Bildungssystem, das, vollgepumpt mit Geld, unseren jungen, schönen Schülern jegliche Bildung verwehrt; Gewalt, Gangs und Drogen, die zu viele Leben gekostet haben und unser Land seines Potenzials berauben.« Höhepunkt der Schreckensvision: »Dieses amerikanische Gemetzel (this American carnage) hat hier und jetzt sein Ende«.

»Echte Macht ist Angst«

Dieses abschließende Bild, das sich bereits jetzt ins kollektive Gedächtnis eingegraben hat, zeigt an, dass im Bereich der Politik Sicherheitsstreben und Angst in einem besonderen Verhältnis zueinander stehen: Die Furcht ruft ein Bedürfnis nach einer starken Führerfigur hervor, die glaubhaft machen kann, dass sie dem Schrecken ein Ende setzen kann. Viermal hintereinander rief Trump bei seiner Parteitagrede die Worte »Law and Order!« in die Menge, als ob das bloße Insistieren auf einer Losung schon ein erster Schritt sei hin zur Errettung der Nation. Sicherheitspolitik und die Politik der Furcht haben aus diesem Grunde in der liberalen Welt zu Recht einen schlechten Ruf: Sie legitimieren eine Macht, die sich nicht an die Grenzen des Rechts zu halten braucht, die ihre besondere Wirksamkeit sogar gerade daraus gewinnt, dass sie gegen sämtliche Regeln verstößt (weshalb »Law and Order«-Appelle in der Regel heuchlerisch sind). Angst legitimiert den Ausnahmezustand. Eine solche Politik lädt Heldentum antidemokratisch auf, teilt die Welt in Freund und Feind und bedient sich in der Vision ihres Rettungsprogramms reaktionärer Geschlechterrollen: hier der männliche Retter, dort die weiblich kodierte, zu passivem Leiden verdamnte Nation. Furcht wird so zum Werkzeug einer autoritären Politik, die sich auf die Zwänge der Sicherheit beruft. Das wusste Thomas Hobbes und das versteht selbst Donald Trump. Der Enthüllungsjournalist Bob Woodward nennt sein Buch über Trump *Fear*, weil Trump ihm in einem Interview in ungewohnt luziden Worten offenbarte: »Real power is, I don't even want to use the word, ›Fear«.

Trump spricht viel vom Niedergang der US-amerikanischen Wirtschaft und entwirft ein düsteres Bild. In Detroit findet man tatsächlich Beispiele für die Erzählung von trostlosen Industrieruinen.



Literatur

Foucault, Michel: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität I, Vorlesungen am Collège de France 1977/1978, Berlin, Suhrkamp, 2006.

Furedi, Frank: How Fear Works: Culture of Fear in the 21st Century, London, Bloomsbury Continuum, 2018.

Hamilton, John T.: Security: Politics, Humanity, and the Philology of Care, Princeton, Princeton University Press, 2013.

Kaufmann, Franz-Xaver: Sicherheit als soziologisches und sozialpolitisches Problem, Stuttgart, Enke, 1973.

Stearns, Peter: American Fear: The Causes and Consequences of High Anxiety, New York, Routledge, 2006.

Voelz, Johannes: The Poetics of Insecurity: American Fiction and the Uses of Threat, New York, Cambridge University Press, 2018.

Woodward, Bob: Fear: Trump in the White House, New York, Simon and Schuster, 2018.

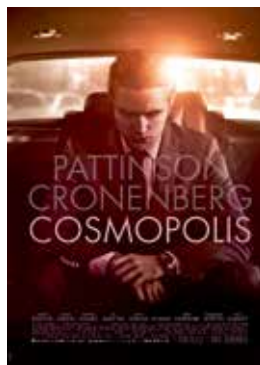
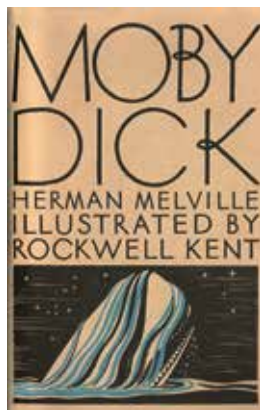
Manipulation der Massen?

Dennoch muss man fragen, warum sich eine Politik der Sicherheit so spielerisch durchsetzen lässt, wenn sie doch verlangt, dass sich die Menschen freiwillig der politischen Führung unterwerfen. Viele Wissenschaftler vermuten dahinter Manipulation und Verblendung der Massen, betrieben von Medien, Politikern, Konzernen oder gar der »gesamten Kultur«. Nur wenn die Menschen vor lauter Angst um den Verstand gebracht sind, so lautet das Argument in groben Zügen, sind sie bereit, sich dauerhaft in die Passivität zu flüchten. Das Problem an derartigen Erklärungen ist die zugrunde liegende Vorstellung, die Menschen ließen sich manipulieren und steuern, so als wären sie Automaten.

Es gibt allerdings noch eine andere Sichtweise, die ich jüngst in der Studie *The Poetics of Insecurity: American Fiction and the Uses of Threat* entfaltet habe (Cambridge University Press, 2018). Die Politik der Sicherheit baut zwar auf dem Gefühl der Angst auf, doch sie braucht auch Momente, in denen aus Angst Stärke gewonnen wird. Ermächtigt wird nicht nur die starke Führerfigur; zumindest in ihrer Vorstellung müssen die Menschen das rettende Handeln als ihr eigenes begreifen. Dann wird Sicherheit zu einer Erfahrung der Ermächtigung. Die Politik wird davon nicht weniger autoritär, doch es wird plausibler, warum sie so attraktiv ist.

Wie sich an der amerikanischen Literaturgeschichte zeigen lässt, ist das kulturelle Imaginäre – die Mythen, Geschichten und Narrative –, das sich in literarischen Texten niederschlägt,

reich an Möglichkeiten, wie aus furchteinflößenden Bedrohungen Momente der Selbstermächtigung entstehen können. Keinesfalls geht es dabei immer um Politik. Stets jedoch werden Bedrohung und Furcht umkodiert als Herausforderung und Chance. Die Konfrontation mit Unsicherheit erlaubt es den literarischen Helden – die ihrerseits stets für größere Kollektive stehen –, neue Stärken und Fähigkeiten zu entwickeln, in vormals unerlaubte Orte einzudringen, über bestehende gesellschaftliche Grenzen hinweg neue



Buchcover für Herman Melvilles »Moby Dick«, erschienen beim Verlag R. R. Donnelley and Sons, illustriert von Rockwell Kent.

Kinoplakat zum Film »Cosmopolis« (2012) mit Robert Pattinson in der Rolle des Eric Packer. Regie: David Cronenberg.

Allianzen zu schmieden und längst verloren geglaubte Lebensformen neu zu entdecken.

Die Literatur liefert Modelle der Selbstermächtigung

Ende des 18. Jahrhunderts etwa schickt der erste bedeutende amerikanische Romancier, Charles Brockden Brown, seinen Helden Arthur Mervyn im gleichnamigen Schauerroman in den Sündenpfuhl Philadelphia, wo sich dieser in korrupte Geschäfte verwickeln lässt, bevor er von einer grassierenden Gelbfieber-Epidemie erfasst wird. Eine blitzsaubere Allegorie auf die Ängste vor einem schnellen Scheitern der amerikanischen Republik, könnte man meinen.

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Sicherheit ist ein utopischer Wertbegriff, der erst vor dem Hintergrund gefühlter Unsicherheit und Angst konsensfähig wird.
- Für das zeitgenössische Individuum stellt sich die natürliche und soziale Umwelt in erheblichem Maße als Gefahr dar.
- In der Politik sind Angst und Unsicherheit die Grundbausteine illiberaler Herrschaft.
- Angst muss nicht lähmen. Wie die moderne Literatur zeigt, kann sie auch umgelenkt werden in eine Erfahrung der (Selbst-)Ermächtigung.
- Das Potenzial zur Selbstermächtigung liefert eine Erklärung dafür, warum sich Menschen einer Kultur und Politik der Angst hingeben.

Doch der Held übersteht die Krise ausgerechnet, indem er das Ungewisse, Unplanbare und Beängstigende zu einer moralischen Tugend erhebt. Symbolisch gelesen macht Browns Schauerästhetik Amerika fit für die Moderne.

Rund ein halbes Jahrhundert später bedienen sich Edgar Allan Poe und Herman Melville für ihre großen Seefahrer-Romane *Arthur Gordon Pym* (1838) und *Moby-Dick* (1851) an populären Abenteuer-Erzählungen. Doch der Kitzel des Abenteuers ist diesen Werken nicht genug. Ihre Helden verlieren sich in abstrakt gewordener Sinnlichkeit: im grenzenlosen Weiß des ewigen Eises (Poe), im furchteinflößenden Weiß des Wals (Melville). Beide Werke setzen dem menschlichen Scheitern ein poetisch verdichtetes Mahnmal und beide ermöglichen genau dadurch eine Ahnung metaphysischer Erkenntnis. Grundlage

für diese dunkle Transzendenzerfahrung im gleißenden Licht: Besessenheit, Schrecken, Unsicherheit.

Etwa zur gleichen Zeit sieht sich eine aus North Carolina entflozene Sklavin namens Harriet Jacobs mit einer sehr viel konkreteren Bedrohung konfrontiert: Die Gefahr, zurück in die Sklaverei verschleppt zu werden, hindert sie daran, jemals in der Freiheit New Yorks anzukommen. Doch in ihrer kanonisch gewordenen Autobiografie *Incidents in the Life of a Slave Girl* (1861) beklagt Jacobs nicht einfach das Schicksal der Sklaven. Sie begreift sich selbst als Stellvertreterin der Nordstaaten, die sich dem politisch erstarkten Süden wehrlos ausgesetzt fühlen. So nutzt sie ihre eigene Unsicherheit als Begründung einer Schicksalsgemeinschaft, in der Schwarz und Weiß einander brauchen. Für das Amerika vor dem Bürgerkrieg ein revolutionärer Schritt.

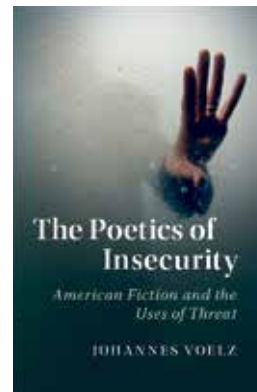
Auch Henry James und Willa Cather – Meister des Romans an der Schwelle zwischen Realismus und Modernismus – entwickeln in Werken wie *The Princess Casamassima* (James) von 1886 und *The Professor's House* (Cather) von 1925 eine Ästhetik der Gefahr, in der Angst weder beruhigt werden kann noch zu passiver Machtlosigkeit führt, sondern vielmehr ermöglicht, in der bedrohlichen Unübersichtlichkeit der Welt Ressourcen der eigenen Entfaltung zu erkennen. Cather träumt sich in ihrem Roman angesichts des modernen Kulturverfalls zurück in die friedfertige Abgeschiedenheit einer längst untergegangenen Zivilisation von Pueblo-Indianern. Ein nostalgischer Hort prämoderner Sicherheit, so scheint es zunächst. Doch Cathers literarische Komplexitätsreduktion zielt auf das Gegenteil ab: Nichts ist entschieden im Leben, alles ist möglich. Sicherheit erscheint hier als vollkommene Ungewissheit.

Die morbide Variante dieser Pointe hat Don DeLillo in seinem Roman *Cosmopolis* (2003) durchgespielt. Hier kriecht eine Hochsicherheitslimousine mit einem Hedge-Fund-Milliardär als postmodernem Ulysses an Bord durch die verstopften Straßen Manhattans. Straßenecke um Straßenecke befreit er sich aus der Virtualität der Finanzmärkte und beseitigt nebenbei seinen eigenen Sicherheitsapparat. In »Hell's Kitchen«, am westlichen Rand Manhattans, lässt er sich von einem Attentäter in eine Lagerhalle locken. Im Moment seines Todes erkennt DeLillos Held die Verquickung von Lebenswunsch und Todestrieb und gewinnt dank existenzieller Unsicherheit den Zugang zum Realen zurück.

Freilich lassen sich ähnliche Beobachtungen auch in Werken anderer Nationalliteraturen machen, letztlich handelt es sich hier um ein Phänomen der Moderne. Und doch ist frappierend, wie durchgängig gerade amerikanische

Autoren Unsicherheit als Quelle der Ermächtigung gedeutet haben. Wie sonst auch sollte eine Gesellschaft, die sich nicht auf historisch verbürgte Traditionen und gesellschaftliche Hierarchien stützen kann, mit der Störung etablierter Ordnungen umgehen?

Dass das Streben nach Sicherheit in seiner Verbindung mit Angst kulturgeschichtlich sehr viel facettenreicher aufgefasst wird, als es eine antiliberalen Sicherheitspolitik zunächst vermuten lässt, kann man durchaus als Hoffnungsschimmer verstehen. Wenn der emotionale Reiz des Sicherheitsstrebens in der Ermächtigung liegt, dann lässt sich jenes alternative Verständnis von Sicherheit und Unsicherheit reetablieren, an dem sich Schriftsteller und Künstler immer wieder bedient haben. Es geht dann nicht mehr um Stabilität, Grenzziehung und Mauerbau, sondern um die Überzeugung, dass die Zukunft offen ist. Für Gefahren wie für Chancen. ●



In seinem Buch »The Poetics of Insecurity« untersucht Johannes Völz die US-amerikanische Literatur hinsichtlich des Topos' der Bedrohung. Das Buch ist im Dezember 2017 bei Cambridge University Press erschienen.



Der Autor

Johannes Völz, 41, ist seit 2016 Heisenberg-Professor für Amerikanistik mit dem Schwerpunkt »Demokratie und Ästhetik« an der Goethe-Universität. Er studierte Amerikanistik, Philosophie und Politikwissenschaft in München, Berkeley und Berlin. 2008 promovierte er an der FU Berlin, 2015 habilitierte er in Frankfurt. Längere Forschungsaufenthalte führten ihn an die Universitäten Harvard und Stanford.

voelz@em.uni-frankfurt.de